



Schau, es fliegt!

Festrede zum
30-jährigen Jubiläum

Paulus Hochgatterer


die möwe
Kinderschutz hat einen Namen

30JAHRE

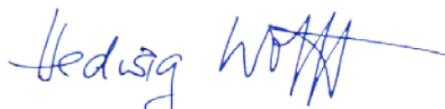
Liebe Leserinnen und Leser,

am 29. November 2019 feierte die möwe im stilvollen Rahmen des Wiener Rathauses ihren 30sten Geburtstag. Rund 200 Gäste waren dabei und durften an diesem Abend der fachlich feinfühlig ausgefeilten Festrede von Paulus Hochgatterer lauschen.

Als Kinder- und Jugendpsychiater kennt er die Situation von Kindern in Not und als Autor kann er diese auch so beschreiben, dass wir alle uns ein Bild machen können.

Paulus Hochgatterer ist der möwe seit Jahrzehnten – einige Jahre auch als Supervisor – verbunden und wir schätzen die Zusammenarbeit als äußerst bereichernd und wertvoll.

Danke für dieses wunderbare Jubiläumsgeschenk!



Hedwig Wölfl

Geschäftsführung und fachliche Leitung

Heute darf ich zu einem Geburtstag sprechen, der ziemlich genau dem Lebensalter meines Sohnes entspricht. Das fühlt sich gut an, im ersten Moment zumindest. Dann bringt es einen zum Nachdenken. Was sagt man jemandem, der das eigene Kind sein könnte, zum 30. Geburtstag? In Zeiten wie diesen? Unter Bedingungen von Beschleunigung und Ibiza? Wenn vieles besser wird und trotzdem ringsherum das Wasser ständig steigt, buchstäblich und metaphorisch?

Natürlich könnte ich zum Beispiel darüber reden, wie es vor fünfzehn Jahren war, in regelmäßigen Abständen die breite Treppe in dem Haus in der Börsegasse hochzusteigen, um mit dem Team der Wiener Möwe die schwierigen Dinge – die anstrengenden, die ärgerlichen, die traurigen – zu besprechen. Annelies Strolz war damals schon dabei. Natürlich könnte ich das und befände mich augenblicklich dort, wo sich die Geburtstagsreden, die Eltern ihren Kindern halten, üblicherweise befinden – im Dreieck zwischen Anekdote, Sentimentalität und Denunziation. „Mein Sohn, ich kann mich noch gut an die Nachmittage erinnern, an denen wir uns gemeinsam mit quadratischen Gleichungen beschäftigt haben.“ Ein wenig peinlich, Sie kennen das.

Oder ich könnte das umsetzen, was ich mir vor einhalb Jahren mit Sicherheit nicht als Einziger vorgenommen habe, nämlich jede meiner Reden mit jenem Satz zu eröffnen, mit dem Michael Köhlmeier am 4. Mai vergangenen Jahres seine Gedenkrede im Parlament eingeleitet hat:

„Meine Damen und Herren, erwarten Sie nicht von mir, dass ich mich dumm stelle.“

Das könnte ich tun, habe ich mir gedacht, und befände mich dort, wo sich Geburtstagsreden vielleicht nicht gleich am Anfang befinden sollten – in der Offensive, beim Grundsätzlichen, beim Politischen.

Keine Sorge. Ich werde mich bemühen, dem Anlass, der Würde des Rahmens und der Präsenz der Frau Bundeskanzlerin, über die ich mich sehr freue, gerecht zu werden, vor allem aber dem Thema, um das es heute gehen soll, dem Schutz von Kindern.

Ich werde dementsprechend zuerst versuchen, den Anschein von Wissenschaftlichkeit zu erwecken, dann ein winziges historisches Detail einflechten und am Schluss aus der wirklich wichtigen Literatur zitieren. Dazwischen werde ich das tun, was ich am liebsten tue, ich werde Ihnen zwei Geschichten erzählen. Sie werden nicht sehr lang sein, von dem handeln, von dem heute klarerweise zu reden ist, von Kindern, außerdem von etwas, von dem angesichts dieses Geburtstages auch zu reden ist, vom Gelingen. Dazu – zum Gelingen – werde ich fünf kleine Hypothesen formulieren. Die können Sie sich merken oder auch nicht.

Zuerst der Anschein von Wissenschaftlichkeit.

Wenn es das Thema wert ist, werden sogar Geschichtenerzähler zu Empirikern. Das Thema: Kinderschutz. Vor einiger Zeit habe ich Menschen meiner Umgebung gefragt, geschätzte fünfzig Personen, wovor man ihrer Meinung nach Kinder heutzutage denn schützen sollte. Den Anfang machte mein Freund Klaus, ein Kulturjournalist, den ich immer zuerst frage, da er mir in der Kulturjournalisten eigenen Unerbittlichkeit sofort zu

verstehen gibt, wenn er eine Sache für unsinnig hält.
Also eine SMS an Klaus:

Nenne mir bitte drei Dinge, vor denen man deiner Meinung nach Kinder heutzutage schützen sollte.

Antwort nach zirka zwanzig Sekunden:

1) vor den Eltern. 2) vor den Geschwistern. 3) vor Tanten und Onkeln.

Mein Freund hat ein Problem, dachte ich, eins, von dem ich nichts weiß. Ich kenne nämlich seine Eltern und seine Geschwister. Die sind total nett. Dass die innerfamiliäre Überprüfung mittels Befragung seiner Tochter keine Erhellung der Nöte des Vaters bringen würde, war zu befürchten. Ihre Antwort lautete nämlich:

1) vor Mathematik, 2) vor Physik, 3) vor Chemie.

Ich verbuchte das unter nachgetragendem Groll auf die Schule, der einer jungen Dame einzuräumen ist, die vor kurzem maturiert hat und immer schon hundertprozentig den Sprachen zugetan war.

Die Dinge, die danach von den anderen Personen genannt wurden, liste ich der Einfachheit halber nach dem Zeitpunkt ihres Einlangens auf.

Wovor muss man Kinder heutzutage schützen?

Vor falschen Freunden.

Vor Autofahrern. Vor Radfahrern.

Vor der gesunden Jause. Vor der Zahnputztante.

Vor inkompetenten Ärzten. Vor inkompetenten Kinderpsychiatern (sehr durchsichtige Antwort).

Vor Facebook. Vor Instagram. Vor Snapchat.

Vor dem Islamischen Staat.

Vor der Lehrgewerkschaft.

Vor laktosefreier Diät. Vor hypoallergener Diät. Vor Diät überhaupt.

Vor der täglichen Turnstunde. Vor textilem Werken. Vor dem Handarbeitskoffer.

Vor dem Morgenkreis. Vor der Zweierreihe.

Vor Mülltrennung. Vor Ökofaschismus. Vor Hirsebällchen.

Vor Familienaufstellungen.

Vor Impffundamentalismus. Vor Masernparties (Sie wissen, was das ist. Man trifft sich zum Zwecke der natürlichen Immunisierung, im Zentrum ein Kind mit Fieber und Tupfen. Ich habe nicht geglaubt, dass es so etwas gibt).

Vor der universalen Helmpflicht.

Vor der Laubsäge. Vor der Blockflöte, vor der Melodika.

Vor Schulnoten (sagt sie).

Vor der verbalen Beurteilung (sagt ihr Mann).

Vor Heidi Klum. Vor Justin Bieber. Vor Sido (ohne L).

Vor GTA. Vor Call of Duty. Vor Fortnite. (Alles Computerspiele mit erhöhter Ablebensrate.)

Vor Marihuana. Vor Designerdrogen. Vor Ritalin.

Vor Leistungsdruck. Vor Lärm. Vor Medienschund.

Vor Mobbing.

Vor Schusswaffen.

Vor Miley Cyrus.

Vor dem Jugendamt.

Vor Kinesiologie und Eurhythmie.

Vor Andreas Gabalier.

Vor Bildungsstandards. Vor der Einheitsmatura. Überhaupt vor der Einheit.

Vor Greta Thunberg.

Vor Spongebob. Vor Bernd dem Brot.

Vor Mandalas. Vor Montessori-Bauklötzen.

Vor Kampfhunden.

Vor dem Schwarzen Mann.

Vor der Zwei-Phasen-Schularbeit. (Ich wusste bis vor kurzem auch nicht, was das ist. Man kann sich die Zwei-Phasen-Schularbeit als eine Art Leistungsfeststellung per Riesentorlauf vorstellen: Im zweiten Durchgang hat man die Chance, einen Teil des Rückstandes aus dem ersten aufzuholen. In der Recherche zu dieser

pädagogischen Geheimwaffe habe ich übrigens ein weiteres neues Wort gelernt. In der im Internet aufliegenden Broschüre Schularbeiten für Deutsch auf der vierten Schulstufe des Wiener Stadtschulrates ist zu lesen, die Zwei-Phasen-Schularbeit diene unter anderem der Entwicklung eines „Rechtschreibgewissens“. Bei allem Respekt: Selbst als jemand, der Bücher schreibt, habe ich lieber Bernd das Brot oder in der Klasse einen Helm auf als ein Rechtschreibgewissen.)

Wovor soll man Kinder also schützen?

Mit Sicherheit vor dem Rechtschreibgewissen!

Schluss mit Empirie. Die zahlenmäßige Auswertung der Sache erspare ich Ihnen; sie hat ohnehin nichts Brauchbares ergeben.

Natürlich mag man einwenden, die Sache bilde neben meinem Widerstand gegen die empirische Wissenschaft in erster Linie ab, mit welchen Leuten ich Umgang pflege; dennoch fällt auf, dass bei persönlicher Befragung der Menschen jene Dinge, die öffentlich mit entsprechendem Getöse beschworen werden, weitgehend fehlen. Drogen kommen vor, immerhin, elektronische Kampfspiele werden auch genannt, aber was ist mit der durch Sony, Nintendo und Microsoft systematisch augmentierten Aggression, was ist mit der von Whatsapp und Co. betriebenen digitalen Verdummung, was ist schließlich mit Gangbangs und Analverkehr als dem neuen internetbasierten Standardprogramm der Sexualität Jugendlicher? Wohl weniger, als die Öffentlichkeit meint.

Ja, es ist der Job von uns Erwachsenen, Angst um unsere Kinder zu haben. Es ist allerdings genauso unser Job, diese Angst nicht apokalyptisch werden zu lassen. Diese Aufgabe erledigen die meisten von uns offenbar gar nicht so schlecht.

Etwas fehlt allerdings. Etwas, das sowohl die Kinderschutzeinrichtungen als auch die Kinderpsychiatrie nach wie vor viel unmittelbarer betrifft als Computerspiele oder Greta Thunberg. Ein wenig unelegant nehme ich die Kurve zum angekündigten historischen Detail. Geschichte also. Geschichte und dieses Etwas. Geschichte und Gewalt.

Wir blicken zurück an den Anfang des Kinderschutzes, ins Jahr 1847, zur bemerkenswerten Gründung der New York Society for the Prevention of Cruelty to Children, der allerersten Kinderschutzorganisation der Welt.

Die Nachbarn des zehnjährigen New Yorker Waisenmädchens Mary Ellen McCormack bemerkten Blutergüsse und Schnittwunden an der Kleinen und erstatteten behördliche Anzeige gegen die Adoptivmutter und ihren Mann. Da es keine gezielten Kinderschutzbestimmungen gab, wandte sich der Sachbearbeiter des Amtes, das für Waisenhäuser und psychiatrische Anstalten zuständig war, an die amerikanische Tierschutzgesellschaft. Der Gründer der Gesellschaft erkannte eine Analogie zwischen der Notlage des Mädchens und jener von Pferden, die er vor gewalttätigen Stallbesitzern gerettet hatte. Er engagierte einen Anwalt, der unter kreativer Anwendung der Habeas-Corpus-Akte das Mädchen letztlich aus der Familie holte. Die New York

Times druckte unter dem Titel „Inhumane Treatment of a Little Waif“ (unmenschliche Behandlung eines kleinen Straßenkindes) die Aussage des Mädchens ab:

„Mama hatte die Gewohnheit, mich fast jeden Tag auszupeitschen. Sie hat mich mit einer geflochtenen Peitsche geschlagen. Jetzt habe ich am Kopf schwarze und blaue Flecken, die Mama mit der Peitsche gemacht hat. Der Schnitt links an meiner Stirn stammt von ihrer Schere. Ich habe nie gewagt, darüber zu sprechen, denn wenn ich es getan hätte, wäre ich erneut mit der Peitsche geschlagen worden.“

Das Mädchen wurde schließlich von ihrem Sachbearbeiter adoptiert. Die Geschichte geht also gut aus, und sogar Pferdeskeptiker wie ich spüren plötzlich eine große Wärme gegenüber diesen Tieren.

Mit der kleinen Mary Ellen McCormack bin ich an dem Ort, an dem ein Erzähler sein möchte, in einer Geschichte, zugleich dort, wo Kinderschützerinnen und Kinderschützer heute genauso sind wie vor 170 Jahren, tagtäglich, bei Geschichten der Gewalt. Es sind Geschichten, die traurig machen, zornig und ohnmächtig. Es sind Geschichten, die einen weinen, brüllen und stumm werden lassen. Vor allem aber sind es Geschichten, von denen eins sicher ist: Wenn wir, die wir sie miterleben oder zu Gehör bekommen, sie nicht erzählen, erzählt sie keiner.

Zum Beispiel die Geschichte vom Kleinkind, das mit Blutergüssen am ganzen Körper in die Ambulanz kommt; im Röntgen sieht man ein paar verheilte Knochenbrüche und die Eltern erzählen etwas von der

Treppe, über die das Kind ständig stürzt. Sie kennen diese Geschichte. Wenn wir angesichts dieses Kindes nicht intervenieren wie vor bald hundertundsiebzig Jahren die Nachbarn von Mary Ellen McCormack, schützen wir unsere Bequemlichkeit, unser Bedürfnis nach Idylle und unser Bild der heilen Familie, aber nicht das Kind.

Oder die Geschichte vom pubertierenden Mädchen, das klar und deutlich erzählt, wie es der Vater missbraucht hat. Keiner glaubt ihm, nicht die Lehrerin, nicht die Polizei, nicht der Richter. Sie kennen diese Geschichte. Alle sagen: Sie erzählt es viel zu klar, es kann daher nicht so gewesen sein, und plötzlich spüren wir in uns selbst die Zweifel aufsteigen. Wenn wir ihnen nachgeben, schützen wir unsere Bequemlichkeit, unsere eigene Rolle als Eltern und den Missbraucher, aber nicht das Kind.

Oder die Geschichte vom achtjährigen afghanischen Flüchtlingsbuben, der einen toten Vater hat, eine depressive Mutter und Lionel Messi als großes Vorbild (der war nämlich auch immer der Kleinste in der Klasse, sagt er). Nachdem er vor kurzem in einer privaten Wohneinrichtung einen Platz bekommen und eine Bezugsbetreuerin gefunden hat, die seine emotionalen Turbulenzen erträgt, wird ihm jetzt in Aussicht gestellt, die zuständige Gemeinde werde den Vertrag mit dem Träger der Wohneinrichtung nicht verlängern. Nein, er wird nicht auf der Straße stehen, aber er wird wieder woanders wohnen, er wird wieder eine Bezugsperson verlieren und er wird wieder die Erfahrung machen, dass das Leben in erster Linie Unsicherheit und Ge-

fährdung bereithält. Sie kennen auch diese Geschichte. Wenn wir sie abnicken und meinen, auf das eine Mal komme es auch nicht mehr an, schützen wir unsere Bequemlichkeit, unsere Nerven und alle, die zuständig sind für die Versorgung von schutzbedürftigen Kindern, die Gemeinden, die Krankenversicherungen, die NGOs und die Politik. Wir schützen damit garantiert nicht die Kinder.

Geschichten der Gewalt. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der möwe hören sie seit dreißig Jahren. Seit dreißig Jahren erzählen sie sie weiter. Das ist anstrengend. Das ist mutig. Das ist das Einzige, was hilft.

Schluss mit Gewalt. Es wird Geburtstag gefeiert. Geschichten des Gelingens sind angesagt.

Ich werde von zwei Kindern erzählen, die mir begegnet sind, eins im klinischen Kontext, das andere ganz und gar nicht. Ich werde parallel dazu fünf einfache Hypothesen formulieren und versuchen, mit ihnen das Thema Gelingen zu öffnen. Am Ende werde ich, wie angekündigt, aus der wirklich wichtigen Literatur zitieren.

Die erste Geschichte handelt von Julian. Julian ist fünfeinhalb. Er ist dunkelblond, eher klein für sein Alter und hat eine Kämpferstatur. Julian ist in Besitz einer Mutter, die Verkäuferin ist, und eines Stiefvaters, der große Baumaschinen lenkt. Julian nennt ihn bei seinem Vornamen: Erich. Zu seinem leiblichen Vater hat Julian keinen Kontakt. Es habe da etwas Unschönes gegeben. Julians Mutter vollführt im Aufnahmegespräch die Geste einer Ohrfeige. Als Julian zu uns kommt, sagt seine Mutter, was viele Eltern sagen, wenn sie

ihre Kinder an die Kinderpsychiatrie bringen: „Es geht nicht mehr.“ Auf die Frage, was nicht mehr gehe, sagt sie, er schlafe nicht, renne herum und mache Sachen kaputt. Außerdem haue er seine kleine Schwester, die habe gerade erst laufen gelernt, das gehe daher gar nicht. Sie sei mit ihm beim Kinderarzt gewesen, sagt die Mutter, die Medikamente hätten höchstens eine minimale Verbesserung gebracht.

Apropos Medikamente: Julian nimmt seit einiger Zeit Ritalin, zuletzt in einer Tagesdosis von einhundertvierzig Milligramm. Für diejenigen unter Ihnen, denen diese Dinge nicht so geläufig sind: Die empfohlene Ritalin-Maximaldosis beträgt für ältere Kinder sechzig Milligramm pro Tag. Für Julian gibt es keine Maximaldosis, denn Ritalin ist für Kinder unter sechs gar nicht zugelassen. Als der Assistenzarzt, der für Julian zuständig ist, diese Dinge berichtet, hat er sehr schmale Lippen und ich mache mir kurz Sorgen um seine Gesundheit. Als er nach dem Telefonat mit jenem Kinderarzt erzählt, der Herr Kollege habe gesagt, er habe den Buben eh einmal gesehen und dann die Dosis den Beschreibungen der Mutter nach angepasst, wir sollten uns nicht aufregen, das Ganze sei halt ein individueller Heilversuch, mache ich mir Sorgen um die Gesundheit des Kinderarztes.

Julian selbst sagt nicht viel. Das liegt daran, dass Sagen überhaupt nicht seine Stärke ist. Er kennt nur wenige Begriffe und spricht in Zwei- bis Dreiwortsätzen. Wenn er Heimweh hat, sagt er: „Ich nach Hause.“ Das klingt ein wenig nach ET. Für die Mutter scheint am wichtigsten zu sein, dass Julian bei uns ist.

Die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein Kind, das einhundertvierzig Milligramm Ritalin pro Tag eingenommen hat, mit sechzig Milligramm nicht anders verhält, ist hoch. Die Medikamentenreduktion läuft daher erwartungsgemäß unkompliziert. Manchmal ist ein erstes Gelingen ziemlich einfach. Julian kann am Wochenende von Samstag auf Sonntag nach Hause. Die Mutter hat keine große Freude damit, holt ihn aber ab. Als sie ihn am Sonntagabend auf die Station zurückbringt, erzählt sie, es sei furchtbar gewesen. Julian habe sich verhalten wie immer, vor allem aggressiv seiner kleineren Schwester gegenüber. Sie habe schon gewusst, dass das mit weniger Ritalin keine gute Idee sei. Julian selbst spricht nach dem Wochenendausgang erst gar nichts. Am Montagvormittag sagt er bei der Visite auf die Frage, was denn am Wochenende passiert sei, zuerst: „Nichts passiert.“ Dann steigen ihm die Tränen in die Augen, er legt sich die Hände an den Hals und sagt: „Erich so.“ Auf die Rückfrage, ob er damit meine, dass Erich ihn gewürgt habe, sagt er: „Ja, Erich würgt.“ Die Mutter schließt in Konfrontation mit Julians karger Erzählung ein Würgen durch ihren Lebensgefährten aus. Eine Ohrfeige – eventuell, sagt sie, Würgen – nein. Alle sind deprimiert und zornig. Ich glaube, es ist unsere Logopädin, die es ausspricht: „Erich erwürgen, ja.“ Wenn man Julian fragt, ob er sich vor Erich fürchte oder auf ihn wütend sei, sagt er nein. Wenn man ihn fragt, ob er nächstes Wochenende nach Hause wolle, sagt er auch nein.

Ich denke, viele von Ihnen kennen derartige Geschichten. Es sind Geschichten, die uns daran zweifeln lassen, dass es im Leben so etwas wie Gerechtigkeit gibt,

Geschichten, die davon erzählen, wie früh schon alles schiefgehen kann, Geschichten einer radikalen Negation dessen, was wir mit Gelingen meinen. Ich denke, Sie können auch antizipieren, wohin die Geschichte Julians, eines wenig geliebten, noch weniger geförderten und auf allen Ebenen schlecht behandelten Kindes trotz eines tollkühnen Ritalin-Heilversuchs letztlich geführt hat. Die Kinder- und Jugendhilfe war nicht begeistert, aber zu überzeugen, und der Widerstand der Mutter war überschaubar, als wir die außerfamiliäre Unterbringung empfahlen. „Ich bin so traurig“, sagte die für Julian zuständige Sozialpädagogin. „Ich bin so wütend“, sagte die Oberärztin. „Ich habe trotzdem kein schlechtes Gefühl“, sagte der Assistenzarzt, um dessen Gesundheit ich mir vor kurzem Sorgen gemacht hatte.

Kein schlechtes Gefühl. In der Rückschau waren es drei Momente, in denen uns Julian zeigte, dass wir, obwohl es Angenehmeres gibt, als die Fremdunterbringung eines Fünfeinhalbjährigen zu veranlassen, kein ausschließlich schlechtes Gefühl zu haben brauchten, drei Momente, in denen aufblitzte, wozu der Bub in der Lage war, drei Momente des kleinen Gelingens innerhalb der großen Misere.

Unmittelbar nachdem ihn sein Stiefvater gewürgt und er gesagt hatte, er fürchte sich weder vor ihm noch sei er wütend auf ihn, begann Julian exzessiv mit Dinosauriern zu spielen. Er ließ sie durch sein Zimmer galoppieren, unterm Bett verschwinden und aufeinander und auf uns losgehen. Besonders gern auf uns. Bei Julian hießen die Dinos nicht T-Rex, Brontosaurus oder Triceratops, sondern „Der Große“, „Der Gelbe“ oder

„Der Da“ „Der Da“ war ihm am liebsten, denn er besaß ein Klappmaul, mit dem er beißen konnte. „Der Da beißt“, sagte Julian und wir waren froh.

Als eine Rückkehr Julians in die Familie immer unwahrscheinlicher wurde, spürte er das offensichtlich, wurde misstrauisch, warf seine Dinos durchs Zimmer und legte sich auf die Couch. Wenn man ihn ansprach, sagte er: „Ruhe!“ (Lass mich in Ruhe!) und drehte sich weg. „Das packt er nicht“, sagte die Sozialpädagogin. Die Psychologin sagte: „Er wird depressiv.“ Ich dachte, depressiv, ja, er hat jeden Grund dazu, und wir alle stellten uns auf eine schwierige Phase ein. Plötzlich waren jedoch die Papierflieger da. Julian kam aus der Schule (in die auch Vorschulkinder bei uns gehen dürfen) und lachte. Er hatte zwei aus A3-Blättern gefaltete und mit gelben Streifen bemalte Papierflugzeuge dabei. Auf dem Gang vor seinem Zimmer war die Startbahn. Am liebsten behielt er sie in der Hand und lief mit ihnen durch die Station, so als würden sie fliegen. „Schau, es fliegt!“, sagte er.

Ein Dinosaurier beißt zu. Ein Papierflugzeug fliegt über die Station. Natürlich sprechen wir, wenn wir über diese kleinen Szenen sprechen, über angewandte Metaphorik, über die Übertragung von Bedeutung, konkret über die Übertragung einer schwer erträglichen Realität auf eine Figur aus Plastik mit Klappmaul und auf ein Flugzeug aus Papier. „Der Da“ kann wütend sein, „Der Da“ kann zubeißen, „Der Da“ kann sich wehren. „Der Gelbe“ ist kleiner, „Der Gelbe“ hat kein Klappmaul, „Der Gelbe“ wird gebissen, „Der Gelbe“ hat Angst. Das Papierflugzeug kann fliegen, durchs Zimmer, quer

über den Gang, überallhin, vielleicht auch weg von zu Hause. Am besten fliegt es, wenn man es fest in der Hand hält. So landet es sicher.

All jenen, die sich den Luxus psychoanalytischer Bezüge ab und zu noch leisten, kann zum Thema angewandte Metaphorik natürlich Sigmund Freud einfallen – „Jenseits des Lustprinzips“ – und die berühmte Holzspule mit dem Bindfaden, die Freuds eininhalbjähriger Enkel Ernst Wolfgang mit der Bemerkung „oooo“ („fort“) im Gitterbett verschwinden lässt, um sie gleich darauf mit „da“ wieder hervorzuholen. Die Holzspule wird zum Repräsentanten der abwesenden Mutter, damit zu jener Spindel, um die der junge Mann seine ganze Traurigkeit windet.

Plastikdinosaurier als hilfreiche Wesen, in die jene Angst und Aggression hineingetan werden können, die in der Realität eine vernichtende Bedrohung für das kindliche Selbst bedeuten würden. Ein Papierflugzeug, das den Übergang von einer Welt des Gewürgt- und Nicht-geliebt-werdens in eine Welt, von der man noch nicht weiß, wie sie sein wird, bewältigen hilft.

Gelingen ist eine Frage der Betrachtungsebene. Kinderschutz auch. Ich habe Ihnen fünf einfache Hypothesen versprochen. Das ist die erste.

Eine Frage der Betrachtungsebene. Manchmal gelingen Dinge ganz konkret: Die Schulklasse kann wieder betreten werden. Die Selbstverletzung darf unterbleiben. Man spricht wieder miteinander. Manchmal gelingen sie vorerst nur symbolisch, auf der Dinosaurier- und Papierfliegerebene. Das gilt genauso.

Gelingen ist eine Frage des Anspruchs. Kinderschutz auch. Das ist meine zweite Hypothese. Manchmal liegt der anvisierte Weg gerade und hindernislos vor einem. Manchmal ist es notwendig, eine Menge Zeugs wegzuräumen, bevor man ihn betreten kann. Manchmal muss das Wegräumen eines einzigen Hindernisses genügen; den Weg sieht man noch gar nicht. Etwas Schlechtes, die Konfrontation mit einem würgenden Stiefvater zum Beispiel, muss beendet werden, bevor etwas Besseres beginnen kann. Das klingt bescheiden, aber es gilt auch.

Dinosaurier. Papierflugzeuge. Ich habe vorhin von drei Momenten gesprochen, in denen bei Julian die Möglichkeit des Gelingens aufblitzte. Wir haben erst zwei betrachtet. Der dritte Moment ist schon vorbei, ganz unbemerkt, trotzdem nicht minder wichtig. Als Julian nach der Geschichte mit dem Würgen gefragt wurde, ob er an den Wochenenden nach Hause wolle, sagte er nein. Das ist es auch schon. Julian ist in der Lage, „Nein“ zu sagen.

Wenn das Nein zur Sprache kommt, wird es heutzutage eher ruhig. Das hat möglicherweise mit unserer zunehmend affirmationsaffinen Welt zu tun, möglicherweise auch damit, dass sich an gewisse Leute heute niemand mehr erinnern kann. An Rene Spitz zum Beispiel.

Rene Spitz, österreichisch-amerikanischer Psychoanalytiker, berühmt geworden durch seine Untersuchungen zum frühkindlichen Hospitalismus, beschäftigte sich eingehend mit den Ursprüngen der menschlichen Kommunikation. So heißt auch eins seiner Bücher: „Nein und Ja. Die Ursprünge menschlicher Kom-

munikation“: In ihm schreibt er, der Urvater des Baby-Watchings, ganz wenig über das Ja und fast nur über das Nein. Das „Nein“, so seine bemerkenswerte Beobachtung, wird aus jener Kopfbewegung geboren, mit der der Säugling anfänglich im Sinn einer angeborenen motorischen Schablone, die mütterliche Brust sucht, später aber, nach entsprechender Großhirnentwicklung und dem Vollzug eines Bedeutungswechsels, dieselbe ablehnt. Das „Nein“ im Sinn eines Kopfschüttelns, das anfangs noch nicht bewusst und intentional ist – dieses Nein drückt aus: Ich habe ein Bedürfnis nicht mehr, das die Mutter (immer noch) an mir wahrzunehmen meint. Auch wenn die Mutter meint, ich sollte doch noch hungrig sein, bin ich es nicht mehr. Somit wird zugleich deutlich: Es gibt hier mich und dort, getrennt von mir, die andere, die Mutter. Ich bin Ich dadurch, dass jemand da ist, der Nicht-Ich ist. Das „Nein“ an der Mutterbrust, die erste Negation, der allererste Konflikt, wird somit zu einem sehr frühen zentralen Organisator der Identitätsentwicklung.

Das Nein, die Negation, als Voraussetzung dafür, „Ich“ sagen zu können. Die Negation als Basis für freie Willensentscheidungen. Zum Beispiel für die Entscheidung, am Wochenende nicht nach Hause gehen zu wollen. Julian ist in der Lage, „Nein“ zu sagen, leise und beiläufig. Wenn man hinhört, fällt es einem auf.

Wenn man hinhört. – Gelingen ist eine Frage der Aufmerksamkeit. Kinderschutz auch. Diese dritte Hypothese ist naheliegend. Manchmal findet Gelingen im Scheinwerferlicht statt: Alle sehen es und applaudieren in gebotener Form. Manchmal allerdings, zum Beispiel

wenn es um gedemütigte, wortkarge Vorschulkinder geht, passiert es sehr leise und in dunklen Winkeln. Es gilt trotzdem. Wir müssen es nur wahrnehmen.

Apropos Gelingen und Aufmerksamkeit. Wie die Überstellung Julians in seine neue Wohngemeinschaft vonstatten ging, erzähle ich jetzt nicht. Nur so viel: Es war eine Art konzertierter Kraftakt von Mutter und Kinder- und Jugendhilfe. Julian ist gut gelandet, das ist die Hauptsache. Ob er seine Papierflugzeuge bei sich hatte, weiß ich nicht. Irgendwo in sich hatte er sie jedenfalls. Vom Team seiner Gruppe hat Julian zum Abschied fünf Dinosaurier geschenkt bekommen. Seine Sozialpädagogin und seine Psychologin haben geweint. Das gehört zum Gelingen manchmal dazu. Zum Kinderschutz auch.

Gelingen ist eine Frage der Betrachtungsebene.

Gelingen ist eine Frage des Anspruchs.

Gelingen ist eine Frage der Aufmerksamkeit.

Drei einfache Hypothesen. Fünf waren versprochen. Zwei fehlen noch. Ich werde an dieser Stelle den klinischen Kontext verlassen und Sie ganz kurz mit einer privaten Begegnung behelligen. Ich entschuldige mich auch gleich dafür. Ein zweites Kind. Ein kleines Mädchen. Schauplatzwechsel.

Unlängst war ich beim Friseur und wie es sogar bei meinem Friseur, der ein enorm zuverlässiger Mensch ist, manchmal passiert, musste ich warten. Ich wurde in einem Drehstuhl geparkt und mit Kaffee und Zeitschriften versorgt, die ich sonst nicht lese, – Sie ken-

nen das. Zwei Stühle rechts von mir saß der Grund der Verzögerung, eine junge Frau, deren Haar unter Zuhilfenahme von bunten Röllchen und Alufolie in eine für mich eher rätselhafte Form gebracht wurde. Die Frau hatte ihre Tochter dabei, ein geschätzt vierjähriges, ziemlich ausgeschlafenes Mädchen.

Das Mädchen tat, was vierjährige ausgeschlafene Mädchen zu tun pflegen, wenn sie merken, dass sich selbiges empfiehlt – es suchte nach Beschäftigung. Konkret spazierte es im Geschäftslokal herum, interessierte sich für Föns und Haarschneidemaschinen und blätterte in dem Bilderbuch, das es dabei hatte. Nach einer Weile wurde der Kleinen offenbar langweilig. Sie kramte kurz in der Handtasche der Mutter und zupfte die Mutter dann am Friseurumhang. „Was willst du?“, fragte die Frau. „Darf ich I-Phone?“, fragte das Mädchen. „Nein“, sagte die Mutter. Wenig begeistert kletterte das Mädchen auf den freien Stuhl zwischen mir und der Mutter und legte das Bilderbuch in geschlossenem Zustand vor sich auf die Ablage. Prinzessin Lillifée rettet das Einhornparadies, das sah ich bei der Gelegenheit (übrigens ein eher postfeministisches Mädchen-Bilderbuch). Eine Weile schaute das Mädchen vor sich hin, dann drehte es sich erneut zur Mutter. „Ich möchte I-Phone“, sagte es. „Wenn ich nein sage, ist es nein“, antwortete die Frau, „außerdem hast du dein Bilderbuch.“ Junge Mütter können sehr konservativ sein, fürchte ich, sogar in Situationen, in denen sie selbst aussehen, als kämen sie aus der Zukunft.

Das Mädchen blickte eine Zeitlang finster auf das geschlossen daliegende Bilderbuch, dann zog es plötz-

lich die Beine an, kniete sich auf den Stuhl und beugte sich nach vorn. Mit der einen Hand stützte es sich auf die Ablage, die andere legte es flach an den großen Spiegel vor uns. Mit einem triumphierenden Ausdruck im Gesicht begann es zu wischen, vorsichtig und sanft, von links nach rechts. „Was machst du da?“, fragte die Mutter alarmiert. „Ich schaue Lillifée“, sagte das Mädchen. „Aber das geht doch so nicht“, sagte die Mutter, „außerdem verschmierst du den Spiegel.“ Das Mädchen wischte seelenruhig weiter und sagte: „Du kennst dich da nicht aus.“

Du kennst dich da nicht aus.

Ein vierjähriges Mädchen schaut im Spiegel beim Friseur Lillifée. Ein vierjähriges Mädchen, dem die Benutzung des mütterlichen I-Phones verweigert wird, spielt, indem es wischt, elektronisches Bilderbuchanschaun, das heißt, es fühlt sich ein in die Mutter, antizipiert auf kognitiver und emotionaler Ebene, dass die sich ein wenig ärgern wird, und zeigt ihr, dass sie sich ihr I-Phone gern behalten darf, denn sie selbst, die Tochter, ist längst dort, wo Kinder in Relation zu den Vorstellungen ihrer Eltern meistens sind, nämlich ein Stück weiter.

Gelingen ist unser Thema. In dieser kleinen Episode gelingt ganz viel, man muss an der Anspruchsschraube gar nicht drehen. Es gelingen die Dinge konkret wie metaphorisch und das Mädchen sorgt selbst dafür, dass es die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf sich zieht.

Was zeigt uns die Geschichte noch? Ein Kind will I-Pho-

ne, kriegt es nicht und nimmt den Spiegel. Ein Kind tut, was wir alle gewohnt sind zu tun, wenn uns das Erleben des Gelingens erschwert wird, etwa durch Menschen, die meinen, sie müssten ihre pädagogischen Bedürfnisse ausleben, – es greift auf ein Surrogat zurück. Mit anderen Worten: es improvisiert.

Die vierte Hypothese. Gelingen braucht Improvisation. Kinderschutz auch. Das ist uns allen vertraut. Das Ungeplante, das Nicht-Eigentliche, das Halbfertige, das Anstatt-von, das uns trotzdem zufrieden macht, wenn es dann passiert, bei den Kindern, mit denen wir zu tun haben, und auch bei uns selbst. Jeder muss improvisieren, einmal mehr, einmal weniger. Manchmal sogar ein vierjähriges Mädchen.

Apropos. Unsere kleine Einhornparadies-Retterin sagt, während sie im Zustand kindlicher Renitenz vor dem Spiegel hockt und wischt, einen Satz: Du kennst dich da nicht aus. Die Mutter wird irgendwann einmal in der Lage sein, den wichtigen komplementären Satz auszusprechen, der uns allen, die wir uns für erwachsen halten, so schwer über die Lippen kommt: Davon verstehe ich nichts. Momentan ist sie noch auf dem Weg dorthin. Vielleicht erkennt irgendetwas in ihr beim Betrachten ihrer Tochter bereits, was ich als die fünfte und letzte Hypothese formulieren möchte:

Gelingen geht manchmal auch ohne uns. Das mag kränkend sein, zum Beispiel für die Mütter vierjähriger Mädchen. Andererseits ist es doch das, weswegen wir unseren Beruf so mögen. Man muss es ja nicht ständig sagen. Für den Kinderschutz gilt Ähnliches. Manchmal geht er fast ohne uns. Manchmal muss man nur da

sein.

Am Schluss, wie versprochen, die wichtige Literatur. Ein Zitat. Es passt zum heutigen Anlass. Geburtstag.

Wir begeben uns mitten hinein in die schönste Geburtstagsszene, die es für mich in der Kinderliteratur gibt. Manche von Ihnen werden sie kennen.

Winnie Pu. Der Esel I-Ah hat Geburtstag.

„Du hast Geburtstag?“ fragte Pu erstaunt.

„Natürlich“, sagte I-Ah, „kuck dir meine vielen Geschenke an. Den Geburtstagskuchen, die Kerzen, den rosa Zucker.“

Pu kuckte nach rechts, dann nach links. „Geschenke?“ sagte er, „Geburtstagskuchen? Wo?“

„Kannst du sie nicht sehen?“ fragte I-Ah.

„Nein“, sagte Pu.

„Ich auch nicht“, sagte I-Ah, „kleiner Scherz.“

Auf der Stelle beschließen Pu und seine Freunde Ferkel und Eule, I-Ah etwas zum Geburtstag zu schenken. Pu findet in seinen Vorräten einen kleinen Topf mit Honig, wird aber auf dem Weg zu I-Ah leider von einer kleinen Unterzuckerung befallen, so dass er den Topf leer-schlecken muss. Ferkel hat noch einen schönen Ballon von seiner letzten Party zu Hause, an sich das perfekte Geschenk für I-Ah, fällt aber seiner Hyperaktivität zum Opfer, stolpert, und der Ballon zerplatzt. Schließlich stellt sich heraus, dass es auch mit den Schreibküns-

ten der Eule nicht so gut bestellt ist, wie die anderen dachten, und die gemeinsame Geburtstagskarte daher eher ein Fall für den Legasthienetrainer geworden ist.

Als sie am Ende bei I-Ah ankommen, Pu mit seinem leeren Topf, Ferkel mit seinem zerplatzten Ballon und beide mit ihrem schlechten Gewissen, passiert etwas Wunderbares:

Als I-Ah den Ballon und den Topf sah, wurde er ganz aufgeregt.

„Ich glaube, mein Ballon passt genau in den Topf“, sagte er.

„Aber nein“, sagte Pu, „Ballons sind viel zu groß, um in Töpfe zu passen.“

„Meiner nicht“, sagte I-Ah, „kuck mal, Ferkel.“

Als sich Ferkel umsah, hob I-Ah den zerplatzten Ballon mit den Zähnen auf und legte ihn vorsichtig in den Topf; dann holte er ihn wieder heraus und legte ihn auf die Erde; dann hob er ihn auf und steckte ihn wieder zurück, und er war so glücklich, wie man nur sein kann.

Der zerplatzte Luftballon eines Schweinchens mit ADHS, der in einen Honigtopf gesteckt wird, den ein Bär mit Asperger-Autismus und leichter Intelligenzminderung leider leerschlecken hat müssen, ist in der Lage, einen Esel mit therapieresistenter Depression zumindest für eine Weile glücklich zu machen. Wenn das nicht Gelingen ist.

Gelingen: Eine Frage der Betrachtungsebene. Eine Frage des Anspruchs und der Aufmerksamkeit. Angewie-

sen auf Improvisation. Und manchmal muss man nur da sein. Fünf Hypothesen zum Gelingen, gleichzeitig fünf Sätze zum Kinderschutz.

Manchmal muss man nur da sein.

Die Möwe ist da, seit dreißig Jahren. Das ist das Wichtigste.

Mit einem zerplatzten Luftballon und dem Papierflieger eines wortkargen Fünfjährigen darf ich der Möwe, diesem stolzen Vogel, alles Gute zum Geburtstag wünschen.

Ich danke Ihnen fürs Zuhören!

Paulus Hochgatterer

Paulus Hochgatterer, geboren 1961 in Amstetten/Niederösterreich, lebt als Schriftsteller und Kinderpsychiater in Wien. Er erhielt diverse Preise und Auszeichnungen, zuletzt den Österreichischen Kunstpreis 2010.

Über die Chirurgie (Roman, 1993), Die Nystensche Regel (Erzählungen, 1995), Wildwasser (Erzählung, 1997), Carretta caretta (Roman, 1999), Über Raben (Roman, 2002), Eine kurze Geschichte vom Fliegenfischen (Erzählung, 2003), Die Süße des Lebens (Roman, 2006), Das Matratzenhaus (Roman, 2010), Katzen, Körper, Krieg der Knöpfe. Eine Poetik der Kindheit (2012) , Der Tag, an dem mein Großvater ein Held war (Erzählung, 2017), Fliege fort, fliege fort (Roman, 2019).



**die möwe Kinderschutzzentren
gemeinnützige GmbH**

1010 Wien, Gonzagagasse 11/19

T +43 (0) 1 532 14 14

E kinderschutz@die-moewe.at

www.die-moewe.at